abgesehen, hat sich bei den Angelegenheiten von Samoa, Wohlgemuth und Mortier gezeigt, und danach darf man auf die Geschicklichkeit schließen, die er am Hofe entfaltet haben mag."

* Ein recht klares Bild von dem Segen der **Bismarckschen Wirthschaftspolitik**, speziell der **Viehsperre**, giebt eine kürzlich von der Petitionskommission des Reichstages behandelte Petition von Gemeinden des bayerischen Waldes, Hutthurm, Prag, Ebprechting, Aisching u. s. w., daß dem großen Nothstande, welcher ihnen durch den Zoll auf Zugochsen erwachsen sei, durch Aufhebung dieses Zolles oder durch möglichst niedrige Bemessung desselben für die Einfuhr österreichischer Zugochsen abgeholfen werde. Die Petenten brauchen dieses starkmuskige Vieh für den Anbau ihrer steinigen, im Gebirge liegenden Felder ebenso wie für die Gewinnung der Wiesen- und Waldprodukte. Selbst ziehen können sie es nicht, da sie keine Weiden haben, Stallfütterung ist unmöglich. Die Kosten des steirischen Viehs sind durch den Zoll für drei Paar Ochsen im Jahre um 180 Mark, mit den Reisekosten um 210 Mark erhöht. Würde jetzt, heißt es wörtlich, der Zoll nicht aufgehoben, so gingen sämmtliche Petenten ihrem wirthschaftlichen Untergange entgegen, denn die österreichischen Ochsen gewährten ihnen den wesentlichsten Theil ihres Einkommens an baarem Geld durch die Mast und den Verkauf. Erwähnt wird außerdem in der Petition, daß sich Oesterreich vermittelst der Arlberghahn längst ein neues Absatzgebiet in Frankreich und der Schweiz geschaffen habe. Die Kommission wollte, wie über alle Zollpetitionen, so auch über diese zur Tagesordnung übergehen, da eine Aenderung des Tarifs erst bei der bevorstehenden Erneuerung der Handelsverträge angezeigt erscheine; ein sachverständiges Mitglied derselben machte aber darauf aufmerksam, daß die Noth der Petenten eine sehr große sei, und so wurde die Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen beantragt und beschlossen.

* Durch die **Waisengelder** für die Wittwen verstorbener Volksschullehrer, welche nach mannigfachen Erörterungen im Abgeordnetenhause jetzt seit kurzer Zeit vom Staate gezahlt werden, können die Lehrer im Hinblick auf ihre Angehörigen dankbar aufathmen; zahlreichen Lehrerwittwen aber und ihren Halbwaisen, sowie nicht minder auch Ganzwaisen ist dadurch manche Thräne der Sorge und des Kummers getrocknet worden. Mit aufrichtigem Dank ist die Gabe allenthalben, mit Freudenthränen, wie schon angedeutet, bei vielen Wittwen und Waisen empfangen worden. Auch der königliche Kreisschulinspektor Fr. Pollack stimmt mit uns darin überein, wenn er in seinem vortrefflichen Aufsatze „Die Schulaufsichtsfrage" über die Gehaltsfrage u. A. sagt: „Dankbar wird jeder unbefangene Beurtheiler bekennen müssen: „Es ist Vieles besser geworden! Merklich näher sind wir dem Ziele gekommen. . . . . Die Lehrerwittwen erhalten zu dem — allerdings sehr kargen — Wittwengelde von 250 Mark noch auf jedes Kind unter 18 Jahren 50 Mark Waisengeld." Die Lehrerwittwen!! Ja, wenn dies nur in der That allgemein also wäre! Möchte bei den „Lehrerwittwen" ruhig die ergänzende Beschränkung „der Volksschullehrer" oder „der Elementarlehrer" stehen, wenn es nur nicht hieße: „der Lehrer an öffentlichen Volksschulen; denn dadurch gehen viele, sehr viele Wittwen und Waisen dieser Staatshilfe ganz und gar verlustig. Ihre Männer resp. Väter waren echte und rechte Volksschullehrer, vielleicht eine längere Reihe von Jahren auf dem Dorfe, dann in einem Städtchen, einer Stadt. Im letztgenannten Wirkungskreise hatte die Ortsbehörde vielleicht — wie das thatsächlich geschieht — den Passus in die Vokation geschrieben: „N. N. muß sich die Versetzung an eine andere Schulanstalt, je nach Bedürfniß, gefallen lassen. Die Gehaltssätze jedoch bleiben dieselben." Da in mittleren und größeren Städten bekanntlich die meisten Lehrer eine Versetzung aus der eigentlichen Volksschule nach einer Mittel-, höheren Bürger- oder Realschule ꝛc. ganz gern sehen respektive sahen, weil sie nicht ahnen konnten, daß dadurch je einmal ihre Wittwen, beziehungsweise ihre Waisen pekuniär schlechter gestellt sein würden, als die ihrer Kollegen an den Volksschulen, so tritt jetzt nicht selten der Fall ein, wir müssen leider sagen: der oft sehr traurige Fall, daß derartige Lehrerwittwen für ihre zwei, drei oder mehr Waisen bei den zuweilen allerdürftigsten Verhältnissen nicht einen Heller vom Staate bekommen. Wäre der verstorbene Mann und Vater noch fernerhin an der Volksschule thätig gewesen oder wäre er bis an sein viel zu frühes Lebensende Dorfschullehrer geblieben, so bekäme die Wittwe für jedes Kind bis zum 18. Lebensjahre jährlich 50 Mark. Da derselbe aber, doch zuweilen lediglich in Folge seiner Tüchtigkeit, an eine sogenannte „höhere Schule" berufen wurde und dort vielleicht nur kurze Zeit thätig war, so erhalten seine Kinder nichts. Und wenn die Wittwe auch alle Hebel in Bewegung setzt und bei einer großen Kinderschaar in kummervollen Nächten ihr Bett mit Thränen netzt über das Unglück, daß der verstorbene Gatte und Vater zugunterlegt noch an eine Mittelschule oder irgend eine andere höhere Lehranstalt gehen mußte resp. freiwillig ging: es nützt dies alles nichts, der Staat ist laut Gesetz nur verpflichtet, an die hinterlassenen Kinder der Lehrer das Waisengeld zu zahlen, die bis ans Lebensende an einer öffentlichen Volksschule unterrichteten. Man mag über diesen ganz entschieden wunden Punkt, der nach der einen oder anderen Seite hin sehr dringend und schleunig der Abhilfe bedarf, denken, wie man will, das Eine steht doch fest: diese Wittwen und Waisen, unschuldig an dem Verluste, der sie so jäh betraf, sind bedauernswerth in höchstem Grade und bleiben es so lange, bis irgendwo eine Hand sich rührt, welche das Gleichgewicht wieder herstellt, herstellt um der oft schwer heimgesuchten, nicht selten unter Kummer, Sorge und Entbehrung seufzenden armen Wittwen und Waisen, welche gewiß die Hand oder das beseelende Wort der ausgleichenden Gerechtigkeit von ganzem Herzen dankbar segnen würden. Ob der Staat, ob die betreffende Kommune, welche derartige Lehranstalten besitzt, den Wittwen das Waisengeld nach gesetzlicher Bestimmung alsdann zahlt, ist für die jetzt schwer leidenden, recht bitter getäuschten und zurückgesetzten Hinterbliebenen dieser Elementarlehrer ganz gleich. Sie hoffen nur auf Gleichstellung, Gleichberechtigung mit denen, die sozusagen ihr eigenes Fleisch und Blut sind. In ihrem Namen sagen wir: Man lasse sie nicht zu lange warten.

## Die kanadische Frage.

(Von unserem Korrespondenten.)

□ **London**, im März.

Die Wahlen in Kanada sind für die Regierung ausgefallen; das „Vaterland ist gerettet", die Majorität, mit welcher dies geschehen, ist jedoch in höchst ominöser Weise zusammengeschmolzen, und die Frage, wann sich Kanada für den Anschluß an die Vereinigten Staaten erklären wird, erscheint damit nur als eine Frage der Zeit. Für England selbst ist der Schatten der kommenden Ereignisse, welchen die Wahlen geworfen, ein Grund zu schwerer Sorge; denn er bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als den Anfang von dem Verfalle des britischen Kaiserreiches, das dem kleinen nordischen Insellande zu unerreichtem Glanz und Reichthum verholfen hat.

In England scheint man sich, den in den Wahlergebnissen ausgesprochenen Thatsachen offen in die Augen zu sehen; man dreht und windet sich mit wenigen Ausnahmen, um die unangenehme Bedeutung der verminderten Majoritäten und noch mehr die offenbar gewordene Stimmung eines großen Theiles der Bevölkerung wegzuleugnen. Allein alle Spitzfindigkeit vermag nicht darüber wegzukommen, daß ganze Provinzen die Freundschaft mit den benachbarten Vereinigten Staaten jener mit dem Mutterlande vorziehen, und daß sie das wirthschaftliche Gedeihen Kanadas von dem Anschlusse an die Vereinigten Staaten abhängig machten. Diese letztere Anschauung gewinnt unstreitig in Kanada immer mehr an Boden und ist namentlich seit der Einführung der Mc. Kinley-Bill, welche die kanadische Landwirthschaft tödtlich getroffen hat, emporgewuchert. Die Zollvereinigung mit Nordamerika ist aber nichts Anderes als die Brücke und der Vorläufer zur politischen Vereinigung, und in richtiger Erkenntniß dessen brandmarkt der Ministerpräsident Sir John Macdonald dieselbe als „Landesverrath" und als Preisgabe der England und der Königin schuldigen Loyalität. Von der Loyalität allein können aber die Kanadier nicht leben, und sie ziehen es darum vor, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, was die Anstrengungen der englischen Regierungen, Kanada weiter zu kolonisiren, vollständig paralysirt. Trotz des starken Auswanderungsstroms von England nach Kanada, der mit dem Aufwand ungeheurer Kosten im Fluß gehalten wird, bleibt die Bevölkerung doch stationär, da der Zufluß durch die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten weit gemacht wird, wo bereits eine Million geborener Kanadier und zwei weitere Millionen in Kanada Eingewanderter ihr neues Heim unter dem Sternenbanner aufgeschlagen haben.

Der natürliche Markt für Kanada sind eben die angrenzenden Staaten der großen nordamerikanischen Republik, und dieser Markt wird durch die Zollpolitik der Vereinigten Staaten unterbunden. England kann nichts dagegen thun; es kann auch nicht die Kosten und Schwierigkeiten des Transportes verringern, welche Kanada der englischen Macht nahezu verschließen, und man kann es den kanadischen Farmern nicht verargen, wenn ihnen die Loyalität weniger gilt, als der Verkauf ihrer Ochsen und Hammel und ihrer Bodenprodukte. Für sie ist der Anschluß an die Vereinigten Staaten eine Lebensfrage, und dies wird im Verlaufe der Zeit das Schicksal Kanadas als britischer Kolonie unaufhaltbar entscheiden. Mit dem Abfall Kanadas stürzt aber eine der Hauptsäulen des britischen Kolonialreiches und die anderen werden diesem Beispiel folgen, denn in Australien und am Kap ist der Wunsch nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit so groß, daß man ihm auf die Dauer nicht wird widerstehen können. Die Bemühungen zur Föderation des ganzen britischen Reichs sind ein unerfüllbarer, „schöner Traum". Die unausweichliche Vorbedingung zur Verwirklichung derselben ist die Zollvereinigung, und Lord Salisbury erklärte erst jüngst, daß an einen „britischen Zollverein" nicht zu denken sei, daß keine Regierung dazu ihre Hand bieten könnte, da ein Land England nicht die Kolonien, sondern die fremden Staaten die Hauptkunden sind, und mit diesen dürfe und könne man es nicht verderben!

Wie Lord Salisbury, so sind auch die Kolonien, namentlich Kanada, von materiellen Interessen beeinflußt. Was hilft ihnen die freie Einfuhr nach England, wenn sie dieselbe mit allen anderen Konkurrenten theilen müssen? Die Kanadier genießen im Mutterlande keine Vortheile; sie haben dafür die Nachtheile zu tragen, welche ihnen daraus entstehen, daß sie nicht zu den Vereinigten Staaten gehören, und diese kann Kanada nicht mehr lange ertragen. Trotz des Wahlsieges der Regierung ist dieser Gedanke in Kanada scharf zum Ausdruck gebracht; das bedeutet, wie gesagt, den Anfang vom Ende der britischen Kolonialherrschaft.

* Gegenüber dem unter den letzten Nachrichten des gestrigen Abendblattes von uns mitgetheilten Artikel der „Times", welcher der Regierung des Congostaates Annexionsabsichten auf den oberen Nil zuschreibt und die **Londoner Reise des Königs der Belgier** damit in Verbindung bringt, bestätigen unterrichtete Kreise Brüssels, daß die Reise des Königs nach London Unterhandlungen, mit Lord Salisbury über einige territoriale Streitfragen bezwecke, die zwischen Agenten des Congostaates und solchen englischer Gesellschaften entstanden seien. König Leopold selbst soll von dem Erfolge seiner Reise, von der er morgen zurückerwartet wird, befriedigt sein. Wie es heißt, ist es dem König gelungen, es durchzusetzen, daß die englischen Gesellschaften hinfort die Rechte und die Territorien des belgischen Kongo-Freistaates respektiren werden. Gewisse gegen den Freistaat gerichtete Pläne, wodurch derselbe in kommerziellen Beziehungen sehr geschädigt werden sollte, sind gescheitert. Besonders erbittert hierüber ist die britische ostafrikanische Gesellschaft, welche durch die „Times" die oben erwähnten Ausstreuungen verbreiten ließ.

In Pariser Telegrammen wird darauf hingewiesen, daß bei Gliedern der ehemaligen **Patriotenliga** vorgenommenen **Haussuchungen** ausschließlich vom Justizminister Fallières angeordnet worden sind. Wie verlautet, wird Deroulède von der angekündigten Interpellation Abstand nehmen. Die Regierung ist entschlossen, die Konstituirung jeder Liga zu verhindern, welche Verwickelungen mit dem Auslande verursachen könnte. Minister Constans hat anläßlich des heute auf dem Montmartre zu Ehren **Ferrys** stattfindenden Bankets, welches die Glieder der Patriotenliga zu stören beabsichtigen, die Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Straßen zugesichert, zugleich aber erklärt, daß er etwaige Zwischenfälle im Versammlungslokal nicht verhüten könne. Wie verlautet, soll die Rede, die Jules Ferry heute halten wird, ein vollständiges politisches Programm entwickeln.

Eine Kommission des Pariser Munizipalraths hat in ihrer gestrigen Sitzung verschiedene Vorschläge betreffend die Arbeiterlundgebung am 1. Mai berathen. Die Kommission beschloß, dem Munizipalrath die Betheiligung an der Kundgebung und die Gewährung des 1. Mai zum Ruhetag für die städtischen Arbeiter und Angestellten anzuempfehlen. Der Munizipalrath wird voraussichtlich die Vorschläge der Kommission annehmen.

* **Vermischte politische Nachrichten.** Der offiziöse Wiener „Politischen Correspondenz" zufolge bestätigt sich die Meldung nicht, daß mehrere ungarische Minister demnächst zu gemeinsamen Ministerberathungen über die **österreichisch-deutschen Handelsvertragsverhandlungen** nach Wien kommen werden. — In **Budapest** hat gestern eine Versammlung ungarischer Studenten Resolutionen gegen über der **rumänischen Agitation** gefaßt. Nach der Versammlung wurden rumänische Blätter und ein in dieser Angelegenheit von den Rumänen veröffentlichtes Memorandum auf der Straße verbrannt. — Dem **finnischen Landtag** zu Helsingfors sind mehrere kaiserliche Vorlagen zur Berathung überwiesen worden, darunter solche betreffend Abänderungen des Strafgesetzes sowie des Wehrpflichtgesetzes für das Großfürstenthum. — Pariser Blätter behaupten, der Abschluß des **Handelsvertrages zwischen Bulgarien und Belgien**, welchen der belgische Senat gestern gutheiß, bilde eine Verletzung des Berliner

---

Feist, setzen ihre ganze Kraft für das Gelingen der großen Konzerte ein, und das in diesem Jahre geplante große Musikfest dürfte einen neuen erfreulichen Beweis dafür erbringen, daß Stuttgart eine durchaus musikalische — ebenso musikverständige, wie musiktiebende — Stadt ist.

Stuttgart ist auch — und das gilt nicht als ihr unbedeutendster Vorzug — die Stadt der Wochen-Literatur, der Sitz eines hochbedeutenden Verlags- und Buchhandels. Die beliebtesten und verbreitetsten Wochenschriften im deutschen Reich, meist prächtig illustrirt, erscheinen hier. Während die Stuttgarter Tagespresse über eine lokale Bedeutung nicht hinauskommt, sind die in den beiden großen Verlagsanstalten erscheinenden Wochenschriften weltbekannt und weltverbreitet. Freilich sind's zwei feindliche Brüder, die sich in den Stuttgarter buchhändlerischen Ruhm theilen; aber gerade ihre Feindseligkeit und Rivalität bürgt dafür, daß beide, die „Deutsche Verlagsanstalt" sowohl, wie die „Deutsche Verlagsgesellschaft Union" die größten Anstrengungen machen und machen werden, um auf der Höhe zu bleiben. Die literarischen Erscheinungen der beiden Verlagsanstalten, „Ueber Land und Meer", „Illustrirte Welt", „Deutsche Roman-Bibliothek", ein starker Buch- und Musikalien-Verlag auf der einen, und „Die Gartenlaube", „Buch für Alle", „Illustrirte Chronik der Zeit", „Vom Fels zum Meer", ferner der ganze Spemannsche und Cottasche Verlag auf der anderen Seite bedürfen ebenso wenig einer besonderen Würdigung wie die allbekannten Namen der Leiter beider Anstalten, des Professors Kürschner in dem einen und der Herren Kröner und Spemann in dem anderen Verlage.

Als Kommissionsplatz hat Stuttgart seine frühere Bedeutung an Leipzig abgegeben, auch als Erscheinungsort der Prachtwerke, die hier zuerst hervortreten, ist es nicht mehr nennenswerth — man ist, glaube ich, allgemein von diesem theuren Sport etwas abgekommen —; aber als Verlagsort der periodischen Unterhaltungs- und zum Theil auch der wissenschaftlichen Literatur hat es eine erste Stellung in Deutschland gewonnen.

Ob die Schriftsteller, die bei diesem „Gewerbe" doch auch mit in Betracht kommen, mit dieser Neuordnung der Dinge zufrieden sind? Ich weiß es nicht; aber ich hörte viele Klagen über die Unzuträglichkeiten dieses Engros-Betriebes, dieser Buchfabrikation en masse.

Ja, es ist ein fabrikartiger Betrieb eingetreten, das läßt sich nicht leugnen, mit all seinen Vorzügen und Fehlern. Das schöne idyllische Verhältniß zwischen Autor und Verleger von ehedem ist zerstört. Früher wurde Alles hübsch beim Frühschoppen abgemacht, so ähnlich wie Heine mit seinem Verleger im Hamburger Austernkeller verhandelte; jetzt durchläuft jedes Anerbieten geschäftsmäßig weiß Gott wieviel Instanzen, ein halbes Dutzend Direktoren und Prokuristen, und mit dem intimen geschäftlichen und geistigen Rapport zwischen Autor und Verleger, einem Rapport, der manch herrliche Geistesblüthe zum Reifen gebracht haben mag, ist's vorbei. Nun, Klagen sind nutzlos, es ist wie es ist, und der Geistesarbeiter wird sich in den neuen Zustand der Dinge finden müssen, wobei ihm immer noch der Trost bleibt, daß er es mit gemüthlichen Schwabenseelen zu thun hat.

G. R.

## Theater, Kunst, Wissenschaft.

Im Königlichen Opernhause sang am Freitag Herr Rosé von Schweriner Theater, über dessen erstes Gastspiel als Lorenzo in „Fra Diavolo" wir vor einigen Monaten schon berichteten, den José in „Carmen". Welch ein Unterschied zwischen der geistvollen Oper Bizets und der dürftigen des Thomas, welche wir am Abend vorher hören mußten! Und doch wurde „Mignon" in Paris im ersten halben Jahre hundert Mal aufgeführt, während „Carmen" dort anfangs — und so war es auch in Berlin — nicht einmal recht durchfiking. Den Siegeszug seines Werkes über alle Bühnen erlebte der arme Bizet nicht: drei Monate nach dem Erscheinen seines Carmen starb er. Es ist uns nicht recht verständlich, daß ein so musikkundiger Mann wie E. Hanslick „Mignon" nicht genug als fein und esprit reich loben kann, während er von Bizets „Carmen" behauptet, es fehle ihr an Erfindung und an Eigenart, und verglichen mit den Melodien des „Postillon" sickere in „Carmen" nur spärlich aus abgeleiteten Quellen die melodische Erfindung. Es ist eben eine andere Art der Melodie, welche der Wiener Aesthetiker im Sinne hat, nämlich die rein musikalische, während wir in der Oper doch die dramatische, d. h. die poetische, die aus dem Texte erblühte und durch die Situation gefärbte Melodie verlangen. Und die bietet doch „Carmen" in reichem Maße. — Der Gastsänger aus Schwerin machte Fortschritte seiner zweiten Gastrolle einen guten Eindruck. Da er Schauspieler war, ehe er Sänger wurde, so behandelt er das gesprochene Wort mustaum, er läßt auch den Text nicht im Tone untergehen. Die Stimme ist nicht groß, aber überall da angenehm, wo sie — was allerdings nicht oft der Fall ist — frei ausströmt. Es scheint indeß, als könnte Herr Rosé den Uebelstand des gutturalen Singens, da er nicht dauernd vorhanden ist, noch beseitigen. Die tragische Schlußszene, in welcher uns Heinr. Ernst allerdings an Bedeutsames gewöhnt hat, erschien jetzt mehr als durch Ueberlegung herbeigeführt, während doch José sein Mörder, sondern nur ein aus verschmähter Liebe zur Raserei getriebener Unglücklicher ist. Fräulein Rothauser überreichte spielt diese Todesszene ergreifender als ihre Vorgängerinnen, während sie sich überhaupt durch warmen Ton und charakteristischen Gesangsvortrag in der Carmenrolle auszeichnet. Für die rührende Gestalt der Micaela ist Fräulein Weiß eine recht geeignete Darstellerin. Herr Krolop singt seinen Escamillo nach wie vor mit vollem Erfolge, und die Rolle des Zuniga ist jetzt bei Herrn Kraus wohl aufgehoben.

*

D. Das Sternsche Konservatorium hat am Donnerstag in der Singakademie unter Heranziehung des Philharmonischen Orchesters eine öffentliche Prüfung veranstaltet, welche der Anstalt das günstigste Zeugniß ausstellte. Es waren die Klavierklassen der Herren Prof. Ehrlich, Prof. Gernsheim und Felix Dreyschock, der Gesangsklasse von Fräulein Jenny Meyer, die Violinklassen der Herren Sauret und Exner, ferner die Cello- und Kompositionsklasse der Herren Dechert und Professor Gernsheim vertreten. Sämmtliche Leistungen waren treffliche, vielfach weit über das Schülerhafte hinausragende. Zuerst verdient die aus Konzerten schon bekannte Pianistin Fräulein Auguste Götz-Lehmann mit dem Vortrage des G-moll-Konzertes von St. Saëns hervorgehoben zu werden, der in der sicheren, eleganten Technik und klaren Auffassung zeigte, daß Fräulein Lehmann sich jetzt unter der Leitung des Herrn Professor Ehrlich zu einer Künstlerin herangebildet hat, die auf sicheren Erfolg rechnen kann. Aus Herrn Dreyschocks Klasse ist ein sehr junger Spieler, Hans Zabel, zu nennen, der mit der Wiedergabe von St. Saëns Rhapsodie d'Auvergne überraschte; auch die Spielerin des zweiten und dritten Satzes von Mendelssohns D-moll-Konzert, Fräulein v. Raalte, Schülerin des Herrn Professor Gernsheim, machte durch den natürlichen zum künstlerischen Vortrag einen sympathischen Eindruck. Von den Sängerinnen wurden ausgezeichnete Leistungen geboten; in erster Reihe stand Fräulein Mertens, welche eine Arie aus „Aida" gleich fertig in der Technik als im Vortrag sang; ebenso vortrefflich waren die Arien aus „Fidelio" und „Orpheus" der Damen Putz und Fellmoth. Von den Violinspielern trat besonders Herr Lamprecht mit dem ersten Satze des Bruchschen D-moll-Konzerts hervor. Das zahlreich versammelte Publikum zeigte sich in höchstem Maße durch reichen Beifall über die Leistungen befriedigt.

*

rs. Zwei von Stüler herrührende Entwürfe zum Berliner Dombau sind gegenwärtig in plastischen Modellen im Lichthof unseres Kunstgewerbe-Museums der Raschdorffschen Arbeit zur Seite gestellt. Dieselben bezeichnen den Anfang der fast nun schon ein halbes Jahrhundert hindurch stehenden Geschichte des Dombaufrage, die, wie es scheint, nimmer zu einem Abschluß kommen soll, denn schon jetzt, wo eben erst ein neuer Anlauf genommen worden ist, munkelt man schon in eingeweihten Kreisen, daß auch der von Raschdorff herzustellende einfachere Plan nur noch ein akademisches Interesse in Anspruch nehmen werde. In welcher Absicht man jene die alten Stülerschen Arbeiten aus dem Dunkel ihres Aufbewahrungsraums wieder hervorgeholt haben mag, ist schwer zu errathen; wenigsten eignet sich die im Jahre 1850 entstandene Arbeit zu einer Vergleichung mit der gegenwärtig in Frage stehenden. Gewählt in romanischen Formen behandelt, zeigt Stüler's Arbeit eine langgestreckte Gestalt einer Basilika, die nur in so weit von der einfachen Form der in diesem Stil erbauten alten christlichen Kirchen abweicht, als die schmale Portalfront zwei flankirende hohe vierec